

Niesbadener Tagblatt.

48. Jahrgang.
Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis:
50 Pfennig monatlich für beide Ausgaben
zusammen. — Der Bezug kann jederzeit be-
gonnen werden.

Verlag: Langgasse 27.

13,000 Abonnenten.

Anzeigen-Preis:
Die einspaltige Zeitspalte für lokale Anzeigen
15 Pfg., für auswärtige Anzeigen 25 Pfg. —
Reclamen die Zeitspalte für Viehbesand 50 Pfg.,
für Auswärts 75 Pfg.

No. 386.

Bezugs-Preis pro No. 52.

Dienstag, den 20. August.

Bezugs-Preis pro No. 52.

1895.

Abend-Ausgabe.

Politische Tages-Rundschau.

Die elsaß-lothringische Frage. Der Pariser „Matin“ veröffentlicht ein Interview mit dem kaiserlichen Reichstagsabgeordneten Queber und dem Mitglied des Landesausschusses Petri, die beide erklärten, eine elsaß-lothringische Frage existiere nicht. Queber sagte, es sei eine Utopie, zu glauben, daß Elsaß-Lothringen zu Frankreich zurückkommen wolle. Deutsche sind wir, Deutsche bleiben wir. Petri betonte, Frankreich verkenne die wirkliche Lage Elsaß-Lothringens. Man bilde sich dort ein, daß die Elsaß-Lothringer in Permanenz auf dem Straßburger Münster Wache hielten und ausblickten, ob Frankreich käme, sie zu befreien. Das sei eine Legende, die im Interesse beider Länder gerichtet werden sollte. Unzweifelhaft hat die Stunde der Rekonstruktion geschlagen. Wir müssen zufolge unserer Sympathie für Frankreich, daß sie auch jenseits der Vogesen schlage. Unsere Stadt gehet, unsere Industrie wird täglich reicher. In Straßburg gibt es nur einige wenige Personen, die um den Preis eines Krieges wieder französisch werden möchten. Die große Mehrheit will Frieden und Aufrechterhaltung des Status quo. Unter angelegentlichem Wunsch ist eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich. Wenn dieses Gelingen, dann kann dies nur auf Grund des Straßburger Vertrages geschehen. Alle anderen Lösungen, ob sie nun auf Ablehnung, Neutralität oder Teilung hinauslaufen, sind Dingenspiele. Das ist die Wahrheit. Ich wünsche, Sie hätten den Muth, dies zu sagen, und die öffentliche Meinung in Frankreich hätte den Muth, Sie zu begreifen.

— Gewinn aus der Prägung der Reichsmünzen. Der aus der Prägung von Reichsmünzen zu erwartende Gewinn dürfte den „B. N.“ zufolge voraussichtlich auch in dem nächstjährigen Reichshaushalt mit einer den gewöhnlichen Betrag übersteigenden Summe in Anspruch gebracht werden können, weil die besondere Ausprägung von Reichsilbermünzen, welche der Bundesrath im Jahre 1894 beschlossen hat, wahrscheinlich im laufenden Geschäftsjahre noch nicht beendigt ist. Der Bundesrath hat bekanntlich unter dem 19. Mai 1894 die Ausprägung von 22 Millionen Mark Reichsilbermünzen angedeutet. Von diesen sollten im Geschäftsjahre 1894/95 ungefähr 5 Millionen zur Herstellung gelangen und im laufenden Jahre mit der Prägung nach Maßgabe des Bedarfs fortgesetzt werden. Es ist nicht anzunehmen, daß der Bedarfsbedarf so groß werden wird, daß die Ausprägung des ganzen Restes der Reichsilbermünzen sich als notwendig herausstellen wird. Im Gegenteil ist es mehr als wahrscheinlich, daß noch ein beträchtlicher Theil der einmal in Anspruch genommenen Summe für die Folgezeit übrig bleiben wird. Hieraus würde dann für 1896/97 ein über das gewöhnliche Maß hinausgehender Gewinn aus der Prägung von Reichsmünzen für den Reichshaushalt erwachsen. Bekanntlich werden diese Ueberschüsse aus dem Münzwesen

im Etat unter den Einnahmen aus sonstigen außerordentlichen Deckungsmitteln mit der Maßgabe angelegt, daß Mehreinnahmen über das Etatsfest von der Anleihe in Abgang kommen.

— Jurandwerker-Organisation. „Geheimniskrämer“ nennt nicht mit Unrecht der „Hamb. Korrespondent“ die Art, wie jetzt von amtlicher Seite die Frage der Handwerker-Organisation behandelt wird. Noch immer sind die Entwürfe des preussischen Handelsministers nicht bekannt. Die Innungs-Konferenz in Berlin war „vertraulich“, was zur Folge hatte, daß bruchstückweise allerlei, theilweise unrichtige Mittheilungen an die Öffentlichkeit kamen. Ein authentisches Referat ist demnach zu erwarten, welches der Reichsanzeiger. Aber auch die hiesige Konferenz ist „streng geheim“. Es ist in der That schwer zu begreifen, warum die Vorschläge des Ministers in solch geheimnißvollem Dunkel gehüllt werden. Als er vor drei Jahren zuerst mit dem Entwurf einer Organisation der Handwerker hervortrat, wurde es als ein Vorzug anerkannt, daß die öffentliche Kritik ihre Ausstellungen, Beschwerden und Wünsche vorbringen könne.

— In Sachen des Pastors Müller zu Rostock, der wegen einer im letzten Winter zu Berlin gehaltenen Rede, in der er unter Anderem der Feuerbestattung das Wort redete, abgesetzt wurde, scheint noch nicht das letzte Wort gesprochen zu sein. Die Stadt Rostock hat aus dem Mittelalter eine große Reihe von Sonderrechten gegenüber der Landesregierung ererbt. So nimmt sie auch in Kirchenfachen eine fast souveräne Stellung ein. In der Müllerschen Sache hat allerdings der Rostocker Rath auf seine selbständige Disziplinarmacht unter Berufung auf die medienburgische Oberkirchenrath verzichtet, worauf dieser die Absetzung verfügte. Dagegen protestirt jetzt die repräsentative Bürger-Schaft Rostocks, indem sie geltend macht, daß nach dem Erbvergleich von 1788 weder dem Rath noch der Regierung allein die Absetzung eines Geistlichen zusteht, sondern daß die Gemeinde, wie sie ihre Geislichen erwählt, auch bei deren Absetzung die entscheidende Stimme hat. Ob dieser Protest von Erfolg sein wird, läßt sich nicht voraussagen. Der Rath hat bereits eine Memorie ausgearbeitet.

— Die letzte interparlamentarische Friedens-Konferenz, die in der vorigen Woche in Brüssel tagte, hat ihre Beratungen beendet. Die diesmalige Tagung hat ein gutes und zugleich praktisches Ergebnis gehabt, nämlich den bestimmten Vorschlag der Organisation eines ständigen internationalen Schiedsgerichtshofes. Die Idee der schiedsgerichtlichen Auslegung ist ja schon öfter zwischen verschiedenen Staaten in die Praxis überführt worden. Auf dem nordischen Friedenskongress, der kürzlich in Kopenhagen abgehalten wurde, ist gefordert worden, daß die drei skandinavischen Staaten einen Schiedsgerichtsvertrag schließen, und es ist wahrscheinlich, daß diese Forderung in nicht allzu langer Zeit erfüllt wird. Eine Reihe kleinerer Staaten, Belgien, die Schweiz und Holland, sind dem Abschluss eines solchen Vertrags nicht abgeneigt. Das gegebene Beispiel kann auf die übrigen Staaten nur aufmunternd wirken. Immer mehr häufen sich ferner die Fälle, wo internationale

Streitigkeiten einem Schiedsgericht übertragen werden. So haben erst dieser Tage wieder Frankreich und Brasilien ihren Streit um die Grenzen in Guayana einem Schiedsrichter zugewiesen. Angesichts dieser stets sich mehrenden Fälle und der stets in umfassenster Weise sich verwickelnden Schiedsgerichts-Idée kann, so weit die „Frankf. Ztg.“, das Bedürfnis nach einem ständigen internationalen Schiedsgerichtshof nicht mehr bestritten werden. Ein solcher Gerichtshof, richtig organisiert und unparteiisch zusammengesetzt, bietet den großen Vortheil, daß er immer da ist, daß er jedem Staat sofort zur Verfügung steht und daß er allen Theilhabenden Vertrauen in die Gerechtigkeit seiner Entscheidungen einflößt. Der Krieg selbst arbeitet daran, sich zu vernichten. Er wird immer furchtbarer, entsetzlicher, unheilvoller, und damit wächst ins Ungeheure die Verantwortlichkeit derer, die ihn in ihrer Macht haben. Es begreift sich, daß sie friedlich gekämpft sind. Es erzeugt der Krieg die Schen vor dem Kriege, und diese bereitet der Friedenswilligkeit die Wege auch dort, wo sie früher nicht zu Hause war. So wird und muß die Sache der Friedensfreunde schließlich in irgend einer Weise liegen.

— Zur Lage auf dem Balkan. Der Wiener Berichterstatter des „Petersonsburger Anz.“ hatte mit einem hervorragenden Wiener Diplomaten eine Unterredung über die gegenwärtige Lage auf dem Balkan und über die Stellung der Dreibundmächte zu ihr. Der Wiener Diplomat soll dem Berichterstatter mitgetheilt haben, daß die Dreibundmächte gegenwärtig damit beschäftigt wären, ihre Feuerwehrrüstungen für den Fall eines Brandes im Orient zu organisiren. Ueber die Stellung Deutschlands zu den Vorfällen im Orient soll der Diplomat gesagt haben: „Die österreichisch-deutschen Beziehungen sind seit der Entlassung Bismarcks enger geworden, und die orientalische Frage, welche früher nur für Oesterreich-Ungarn ein unmittelbares Interesse hatte, erregt nunmehr auch in Deutschland größtes Interesse. Gegenwärtig handelt es sich darum, zwischen den Dreibundmächten ein völliges Einvernehmen über den Orient zu erzielen. Die Aufgabe besteht nunmehr darin, die orientalische Frage dem Wirkungskreis des Dreibundes einzubeziehen, um den Frieden zu erhalten.“ Die russischen Mächte begreifen die Unterredung mit der Bemerkung, daß die russische Diplomatie für alle Fälle vorbereitet wäre.

Deutsches Reich.

* Hof- und Personal-Nachrichten. Der Kaiser ist gestern Nachmittag, 2 Uhr, mittels Sonderwagens zum Besuch der Kaiserin nach Wilhelmshöhe abgereist. — Die „Nord. Allg. Ztg.“ berichtet, daß die Kaiserin die Einladung zum Geburtstag, welche der Reichsanzeiger im förmlichen Auftrag überbrachte, den Reichsanzeiger abzugeben, mit Rücksicht auf den Zustand seiner Gesundheit sein Nichterscheinen beim Kaiser zu entschuldigen.

* Berlin, 20. August. Der Kaiser hat am vorgestrigen Tage eine größere Anzahl von Beförderungen in der Armee erlassen und verschiedene Offiziere Dekorationen verliehen. — Nach neueren Nachrichten soll innerhalb der Regierung ein anderes System in der Leitung der Staatsarchive beabsichtigt sein. Es soll nicht wieder

Der Grad in Afrika.

Eine afrikanisch-kulturgeschichtliche Wanderzeit.
Von Dr. Eugen Jürgens.

Der Grad in Afrika? — So höre ich den sich jetzt im Sommer von den gesellschaftlichen Anstrengungen des letzten Winters erholenden Leser einseitig fragen. In Afrika der Grad? In der That das allbekannte geschmacklose Gewand, und zwar nicht jener Grad, den fürsorgliche Menschenfreundlichkeit dem Neger mitunter als einziges Bekleidungsstück an- und umzuhängen beliebt, sondern der eigentliche Grad, der in Verbindung mit Raub und Graue die äußere Haut des gesellschaftlichen Kulturmenschen in Europa bildet. Ohne diese Hülle mit ihren besagten Zuthaten, und in Verbindung mit oder vielmehr noch einem guten Dinner, bei dampfender Bananna und entsprechender Unterhaltung über Kunst, Wissenschaft, Literatur und sonstige noch angenehmere Sachen, dürfte die vielen, so wohl den meisten Menschen das ersehnte Gefühl, ausschließlich im Besitz von Kultur und Zivilisation zu sein, heutigen Tages schlechterdings unentbehrlich sein.

Reinliche Beobachtung fest vorgeschriebener Gesellschaftsregeln ist im alten Europa unumgänglich notwendig. Sie allein gestalten, trotz ihrer Grenzen, doch wieder jedem Einzelnen in der Gesellschaft jene Freiheit der Bewegung, die ohne äußere zwingende Formen unvollkommen, ja eigentlich unmöglich ist. Der Grad nun, diese Uniform der nicht uniformen Gesellschaft, ist allgemein zum äußeren, gleichsam amtlichen Einband des gesellschaftlichen Codes bestimmt und mit seltener internationaler Einmüthigkeit als Laga für den „Gentleman“ angenommen worden.

Somit könnte das Mit- und Einführen dieses Kultur-maßzeichens nach Afrika an sich nicht wunderbar erscheinen,

wod wenigstens zunächst die weiße Rasse anbetrißt und wo bereits geregelte Fußstapfen herrschen. Eine verführte Einführung, namentlich dort, wo es noch gilt, vorbereitende Pionierarbeit zu verrichten, wäre wohl kaum möglich und im Uebrigen auch nicht als lächerlich. Der einzelne bahnbrechende Kulturpionier steht mit seiner, ihm Leben und Dasein einzig und allein gewährenden Einsicht und Thätigkeit in einem, weder Vorrechte der Geburt noch des Dienstalters, noch sonstige Bevorzugungen kennenden Lande auf zu vorgeschobenen Posten, als daß er sich durch den lästigen Joang gesellschaftlicher Brände und Vorschriften auf das alljährliche Niveau gewöhnlicher Gesellschaftsmenschen hinabdrücken ließe. Das ist auch dem sicherlich nicht leichten Kampfe um Dasein entwidelnde starke Selbstvertrauen des kraftbewußten Einzelnen selbst nun einmal, und das nicht mit Unrecht, angern solche Einschränkungen persönlicher Freiheit und Gewohnheit.

Nicht als ob an und für sich der in unwillkürlichen Verhältnissen lebende Mensch sich vernachlässigen sollte, oder als ob unter wohlgeordneten Leuten in der Wildnis der seine Ton im Verkehr außer Acht gelassen werden dürfte, im Gegenteil. Aber weil die meisten Menschen infolge des überall zu Hause herrschenden Joangs die Gabe, sich in freien, ungebundenen Lebenslagen zu bewegen, mehr oder weniger verloren haben, sucht man infolgedessen die Stütze in den altgewohnten Formen von Europas überliefertem Hoflichkeit auch in noch rohen Verhältnissen aufrecht zu erhalten. Diese Schranken schützen den Schwachen in der Gesellschaft von Starcken, gerade unter Verhältnissen, die bei ihrer Rauheit sehr bald den äußeren Schutts des Menschen angreifen und schonungslos seinen inneren Charakter vor den Augen wenig zur Sentimentalität neigender Genossen bloßlegen. Daher ist es verständlich, daß, wenn nach den ersten harten Zeiten der Schwarm der „feineren“ Kulturträger dem voranschreitenden Bahndrecker folgt, auch die europäischen Ge-

sellshaftformen, selbst in Gestalt des Grades mit der entsprechenden Atmosphäre, zum Ausdruck und zur Geltung kommen.

Wenn vor einigen Jahren ein „Afrikareisender“ schrieb, er habe sich auf seinen Reisen regelmäßig mindestens einmal Abends im Gradkange und blendend weißer Wäsche (?) in der Wildnis zum Dinner hingekippt, um nicht zu verwildern, so bezog diese Erzählung, wenn sie überhaupt wahr ist, nur Effekthascherei. Ebenso ist es mit dem Ausbrüche eines anderen Afrikaners, er habe sich zwar auf seinen Reisen des Alkohols enthalten, sich aber doch erst dann wieder so recht als „Gentleman“ fühlen können, wenn er an der Küste wieder beim vollen Glase geessen habe. Immerhin läßt sich aus solchen Aeußerungen trotz ihrer Absonderlichkeit entnehmen, wie sehr der Mensch im Grunde seines Wesens von einer Nothwendigkeit der Beibehaltung ansehnlicher Formen durchdrungen ist und sie selbst da nicht entbehren zu können glaubt, wo es oft auf alles Andere eher, nur nicht auf europäische gesellschaftliche „Talente“ ankommt.

Der Natur der Sache nach können wir in Afrika dem Grad nur in älteren Kolonien begegnen, so namentlich in den englischen. Der Engländer hat ja von jeher seine heimischen Lebensgewohnheiten, sowie noch mehr seine persönlichen Eigenschaften auf andere Länder ansetzend ohne Rücksicht auf deren Klima zu übertragen verstanden, vielleicht ein Beweis für die naturgemäße Erziehung und Ent-wicklung der Engländer überhaupt. Jedenfalls kommt in Afrika, einem Lande, wo der Unterschied zwischen Schwarz und Weiß vorerst noch so scharf auseinandergerathen werden muß, — nur wir in Europa können es wagen, Reklame und Affektoren oder Geheimräthe in dasselbe gesellschaftliche Gewand zu stecken. — doch so recht die kulturwirtschaftliche, ausgleichende Bedeutung des Grades zur Geltung.

Denn in englischen Kolonien tragen auch Neger den

Beilage zum Wiesbadener Tagblatt.

No. 386. Abend-Ausgabe.

Dienstag, den 20. August.

43. Jahrgang. 1895.

Das, was man freien Willen nennt, ist schließlich nichts Anderes, als das Resultat der höchsten Motive.
Cotta.

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Unführbar.

Erzählung von Marie von Gner-Schenck.

„Dein Jawort würde ihn befehlen“, schloß sie, „und du kannst es ihm getrost geben. Ich schmeichle Niemandem, am wenigsten selbst in meinem Sohne. Mein Urtheil über ihn ist das eines jeden Unparteiischen und lautet: Es giebt keinen vernünftigeren Menschen, keinen besseren, keinen ehrlicheren.“ Sie hielt inne, sie wartete auf eine Erwiderung; da keine erfolgte, fuhr sie fort:

„Wenn Deine Mutter lebte, würde ich mich zuerst an sie gewandt haben, und sie wäre es, die jetzt zu Dir spräche. Nimm an, daß es durch meinen Mund geschieht.“

Maria senkte die Augen, ihre Lippen zitterten, aber sie schloß.

Ein scharfes Licht blickte sich und im Leben selten. Demjenigen, der es einmal abgewiesen hat, wird es schwerlich wiederkehren,“ fuhr die Gräfin nach einer Pause, noch fester und förmlicher als früher, fort. „Indessen hast Du recht, zu erwägen. Dein Bögen gefällt mir; es beweist, daß Du den Ernst des Schrittes kennst, den andere junge Mädchen oft so leichtsinnig unternehmen. Ich habe Vertrauen zu Dir. Wenn ich Deine Einwilligung, Deine einfache Einwilligung mit nach Hause nehmen, so enthält sie für mich alle heiligsten Schwüre, die ein eheliches Mädchen ihrem zukünftigen Gatten nur leisten kann.“

„Ja wohl, das enthält sie auch.“ „Ich bitte Sie.“

„Wieder: Siehst Du den Fremden?“

„Ich bitte Dich, sage dem Grafen Hermann —“

„eine unaußprechliche Bangigkeit bemächtigte sich ihrer; sie blickte in das markworbliche Gesicht der Gräfin: „So lieblos wie die Kante.“ — dachte sie.

„Nun, was sag' ich ihm?“

„Doch ich heute Abend... Ihr kommt ja doch?“

„Selbst mit ihm sprechen werde.“

Sie küßte der Gräfin, die sich gleitend entschlupft erhob, die Hand und begleitete sie bis zur Treppe.

In ihr Zimmer zurückgekehrt, schritt sie lange in hoher Erregung auf und ab und dachte sich mit der Frage: „Warum will ich's thun?“ — „Ist mein Grund nicht ein vernünftiger?“ ... Und dann legte sie sich ans Klavier und spielte und wurde allmählich ruhiger. Und dann kam Tante Dolph und las ein Telegramm von Wilhelm Dornach vor, einem Bekannten aus uralter Zeit, dessen Griffen sie längst vergessen hatte. Auf ein Geräch hin, das in seine lässliche Einsamkeit gedrungen, brachte der gute, bummle Mensch ihr seine Glückwünsche dar zur Verlobung ihrer Nichte mit seinem Vetter.

Die Gräfin lachte über die Gille des armen Teufels, seine gekochte Freude an den Tag zu legen. Als nächster Anwärter auf das Majorat konnte der ganz unbegüterte und mit einer zahlreichen Familie gekraute Mann doch nichts Anderes gewünscht haben, als daß sein Vetter ledig bleibe. Ein gebrochener Wunsch, so, aber der natürlichste von der Welt. Sie nahm Platz auf der Chaiselongue mit dem Rücken gegen das Bild ihrer verstorbenen Schwägerin, das anzusehen sie überhaupt vermied, lagte über Kopfschmerzen und rief die eingefallenen Schläfen mit kaltem Wasser. Sie war lebend und in gereizter Stimmung. Sogar als sie ihr jetziges Lieblingslied anfangte, das Lob Hermanns, geschah es mit einer Beimißung von Spott.

„Heil der Frau, die er heimführt!“ rief sie aus, „ihre Ehe wird friedlich sein, wie jede, in der nur ein Wille herrscht.“

Sie beantwortete den erstaunten Blick Marias mit der Frage, ob denn Hermann nicht von seiner Kindheit an gelernt habe, sich einer Weiberregierung zu fügen? ...

Wie aber hätte doch die Frau sein, die es nicht verstände, einen so vortheilhaften Elementarunterricht als Grundlage zu weiterer Ausbildung zu denken! Gute Lehren, wie das anzufangen sei, kamen nun in Fülle. Erstgemeinte wie spöthaste und Alles mit Beispielen erläutert. Man sehe das Ehepaar Heimbach. Im Anfang war er ein Spieler und brachte die Nächte im Klub zu, während Sie daheim saß und weinte. Das hat sich nach und nach geändert — durch ihr Verdienst! Jetzt spielt Sie und er weint. „Und Deine Freundin Emmy, die sich zum Klavier schleppte wie ein Kamm zur Schlachthaus und in ihrer Ehe einen so guten, sicheren Hafen gefunden hat, von dem aus sie allerlei abenteuerliche Fahrten unternehmen kann in die stürmische See!“

Ein Klopfen an der Thür ließ sich hören, und Fräulein Nullinger, die Gesellschafterin Gräfin Dolphs, schlüpfte herein. Sie wurde von der Giebtlerin „Nulle“ genannt, was sie empörte, und litt infolge ihres aufregenden Dienstes an Nervosität. Obwohl sie jetzt nur die harmlose Kleidung zu machen hatte, daß die Schneiderin gekommen sei und gefagt habe, sie könne nicht lange warten, zuckte es dabei krampfhaft um ihren Mund.

„Schon gut, legen Sie sich“, erwiderte Dolph und fuhr fort, Freund und Feind durch die Hechel zu ziehen. Sie nannte viele Namen ganz kühnlich und obenhin; an dem, der ihn trug jedoch, blieb ein Fasel hangen oder er wurde mit einer Rücksichtlichkeit befaßt.

Maria hörte ihr heute aufmerksamste als sonst und dachte: „Sie hat wohl recht. Was soll auch an den übrigen Menschen sein, wenn Tessa nicht tanzt?“ Und Gräfin Dolph, wie ein echter Schauspieler, den schon die Theilnahme eines einzigen Zuhörers begeistert, übertrug sich selbst in ihrer fragwürdigen Kunst und geriet in den kleinen Witz- und Vöbelwortschwall, der ihr so gesund war. Ihr Gesicht, das, wie sie selbst sagte, eine Karrikatur desjenigen ihres Bruders war, belebte sich, und ihre Kopfschmerzen verschwanden.

Fräulein Nullinger verlor endlich die Geduld und erhob sich, noch um eine Schattierung höher gefärbt als gewöhnlich. „Ich werde der Schneiderin sagen“, sprach sie, „daß Frau Gräfin jetzt lästern müssen und keine Zeit für sie haben.“

Dolph lachte. „Ach was, mein Lieber: Ein gerader Kerl, der gleich Farbe bekommt. Aber das Ihr! ... Wenn Sie anfangen: „Ach hab' den aber Die recht gern, das ist, wie wenn ein Meier sein Pferd zusammenkummt, bevor er ihm Eins hinaus gibt.“

Sie ging in munterster Laune, war auch später bei Tische heiter und ansehnend ganz wohl. Am Abend jedoch stellten sich plötzlich ihre Kopfschmerzen wieder ein und zwangen die Lebende ihr Zimmer aufzusuchen, kurz bevor Hermann und seine Mutter heimkehrten. Ausnahmsweise hatte Dolphberg zu Hause gegessen und Nachmittags im Salon den Damen Gesellschaft geleistet. Er empfing die Gräfin mit tausend Glückwünschen seiner Schwester, die sehr zur Linde unwohl geworden; Sogar äußerte ihre Theilnahme mit ganz besonderer Wärme und ersuchte den Grafen, sie zu ihrer Freundin zu geleiten, was alsbald geschah.

Die jungen Leute blieben allein. Neben ihm die Nichte in die Wangen. Ihm schien die Gelegenheit zu einer entscheidenden Unterredung plump und ungeschickt geboten; ihrer bemächtigte sich ein peinliches Gefühl, halb Empörung, halb Bangigkeit. Regungslos stand sie da, hatte die Branten zusammengeknüpft und blickte ins Feuer des Kamins. Nach einer Pause, die je länger sie dauerte, desto schmerzlicher zu unterbreiten war, begann Hermann bewegt und zögernd:

„Meine Mutter hat mit Ihnen gesprochen, Gräfin ... Sie kennen die Folge Frage, die ich so vernünftig bin, an Sie zu stellen. Die leiseste Hoffnung auf eine bescheidene Antwort würde mich beglücken ... Doch ich sie lassen?“

Maria schweig, aber sie wandte sich ein wenig und sah ihn von der Seite so fremd an, als ob sie ihn heute zum ersten Male sähe. Sein Kerker war ungemindert gewinnend, sie mußte es gestehen. Verstand, Güte, Geradsinn, sprachen aus seinem lässlichen Gesicht, leuchteten aus seinen freundlichen Augen. Er trug einen kleinen Schnurr- und Bardenbart,

die reichen braunen Haare waren kurz geschoren und ließen die edel geformte Stirn und die Schläfen frei. Seine Gestalt hatte etwas Festes, Kräftiges, und doch fehlte es ihr nicht an männlicher Anmuth.

„Antworten Sie mir“, sagte er.

Und sie, „der Held“ im Kreise ihrer jungen Freundsinnen, die Innerstodene, die ja mit sich selbst im Reinen und fest entschlossen war, ihre Hand in die des ungeliebten Freiers zu legen, küßte nun bestürzt: „Ich weiß nicht ... ich weiß nicht.“

Ihre Verzweiflung ergriß und rührte ihn; er machte sich Vorwürfe, er hatte zu früh gefragt, er hätte dem Drängen seiner Mutter nicht nachgeben, sich von dem Eingekommen des Grafen nicht vertreiben lassen sollen. Nun demüthigte er sich, seine Ueberzeugung zu machen: „Sie sind noch unentschieden“, nahm er wieder das Wort, „ich sehe es und finde es begreiflich. — Ueberlegen Sie, prüfen Sie mich streng und lange. Ich mache es Ihnen nicht schwer — in meiner Seele giebt es keine Abgründe.“

„Mein Gott, nein“, sprach Maria, „das ist nicht ... nein, nein.“ — und zwei Worte, Rufung und Gabe ihrer jungen Weisheit, kamen fast unhörbar über ihre Lippen. ... Worte ihres Vaters, die er seiner gelehrigen Schülerin eingeprägt: „Nur ruhig!“ — Derselbe, als sie sich in Zweifelsang über die Leide ihrer Mutter geworfen. ... Und viel später, auf der Jagd, als ihr schwebendes Pferd dem Mühlstrom zugerast. ... Und dann auf ihrem ersten Ball, als sie, von übermüthiger Fröhlichkeit ergriffen, so laut gelacht, so toll getanzt, immer hatte sein eindringliches: „Nur ruhig!“ sie zur Besinnung gebracht.

Auch in diesem Augenblick erinnerte sie sich der väterlichen Mahnung nicht unwohl und vernahmte ihren abgedruckten Asten mit einem Scheine von Glanzen hinzuzufügen: „Sie irren — ich bin entschlossen.“

„Wozu? ... Nein!“

„Ja.“

„Heil mir!“ rief er mit tiefsterm Jubel und ergriß ihre Hand, die sie, wieder erfasst von ihrer früheren Bangigkeit, aus der seinen zu lösen suchte. Er aber hielt sie fest.

„Sie ist mein, mein kostbares Eigenthum — und Ihre freies Gesicht, nicht wahr, Maria?“ — Niemand hat Sie beeinflusst, Sie hätten sich nicht beeinflussen lassen; Sie sind zu stolz, zu selbständig.“

„Doch“, versetzte sie und erhob nun endlich ihr gesenktes Haupt. Wie in ihrem Leben hatte sie einen Menschen so bewegt gesehen, und — merkwürdig — was ihr als der Ausdruck des Lächerlichen galt: ein Verleierter, dessen Empfindung nicht völlig erwidert wird, kam ihr jetzt höchst ernsthaft vor und traurig sogar — traurig für sie. Er, mit seinem großen, wohlthätigen Gesicht, er war der Reiche und sie arm neben ihm. „Doch“, wiederholte sie leise, „der Wunsch meines Vaters hat Ginkuh auf mich gewonnen — im Anfang.“

„Und später, was bestimmte Sie später, was bestimmte Sie jetzt?“ — „Eben Sie aufrichtig gegen mich, Gräfin, wie ich es immer gegen Sie sein werde. Was bestimmt Sie ... ich ... ich weiß, daß es nicht Neigung ist.“ Wählam hatte er dieses Gehörnis vorgebracht, denn er küßte sich nicht über die Gefahr, die es in sich schloß.

Aber Maria lächelte freudig fast: „Dah Sie es trotzdem mit mir wagen wollen, das eben bestimmt mich ... Und das Vertrauen, das Sie mir bewiesen — und das Vertrauen, das Sie mir einflößen.“

„Dan!“ sprach er, und aus seinen ehelichen Mauen Augen leuchtete eine wonnige Zuversicht. „Das ist ein schöner Bund: Ihr Vertrauen und meine ehrsüchtige Liebe! — Eine solche Liebe reicht aus für zwei gute Dingen, sie hat eine mittheilende Kraft. Wissen Sie warum? weil sie sich nie aufdrängt, sich niemals ein Recht anmaßt. Ihr gegenüber gibt es keine Mächtig, nur Gnade und Wohlthat. Und welche eble Frauenseele würde nicht endlich gerührt von ... Genau! ...“ unterbrach er sich, „sonst verachte ich noch, daß diese Unmöglichkeit nichts ist als der größte Egoismus — der Egoismus, Sie glücklich zu sehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Amtliche Anzeigen

Bekanntmachung.

Freitag, den 23. d. M., Nachmittags 5 Uhr, wird die 2. Schur Gras von einer ca. 3 Morgen großen Wiese im Herthol an Ort und Stelle meistbietend versteigert.

Zusammenkunft der Steiger am Marienbinnen im Herthol.

Wiesbaden, den 16. August 1895.

Der Magistrat. In Vert.: Römer.

Bekanntmachung.

Samstag, den 24. d. M., Nachmittags 5 Uhr, wird im District Tennelbad die 2. Schur Gras von ca. 50 Ruthen und die 2. Schur Gras von ca. 2 Morgen, sowie der Ertrag eines Frühgrünlandes an Ort und Stelle meistbietend versteigert.

Sammelmittag Nachmittags 4 Uhr bei der Dietenmühle.

Wiesbaden, den 16. August 1895.

Der Magistrat. In Vert.: Römer.

Bekanntmachung.

Montag, den 26. d. M., Nachmittags 5 Uhr, wird die 2. Schur Gras von verschiedenen Wiesenparzellen vor und hinter der Mülhlanlage an Ort und Stelle meistbietend versteigert.

Zusammenkunft der Steiger Nachmittags 4 Uhr bei der Dietenmühle.

Der Magistrat. In Vert.: Römer.

schlechtern getrennt, von Morgens 8 bis Abends 7 Uhr zum Aufsteck halt und zur Veranlassung des Spieles offen stehen, der Stadtschulhof an der Gassestraße jedoch nur Schülern der unteren vier Classen. Von den Kindern wird erwartet, daß sie durch gestrichetes Betreten sich dieser Veranlassung würdig erweisen. Den Anordnungen der Schulbehörden ist unwillkürlich Folge zu leisten. Kinder, welche Räume oder sonstiges häusliches Eigenthum beschädigen oder durch wildes Gekrei und Lärm die Ordnung stören, werden sofort von den Schulbehörden ferngehalten.

Wiesbaden, den 17. August 1895.

Der h. d. Schullehrer. Mafel.

Verdingung.

Die Herstellung der Erd- und Maurerarbeiten (Kos 1), Betonarbeiten (Kos 2), Kuppelarbeiten (Kos 3), Zimmerarbeiten (Kos 4), Schindeldächer (Kos 5) und Eisenarbeiten (Kos 6) zum Neubau der Mittelschule am Sedanplatz in Wiesbaden sollen im Wege der öffentlichen Verdingung vergeben werden. Zeichnungen und Verdingungsunterlagen können während der Vormittagsstunden im Rathhause, Zimmer No. 41, eingesehen, aber auch aus schließlich der Zeichnungen von dort gegen Zahlung von 50 Pf. für jedes Kos, sowie der Vorzucht reicht, bezogen werden.

Vormittags veröffentlichte und mit der Aufschrift H. A. 21 versehen Angebote sind bis spätestens Dienstag, den 10. September 1895, Vormittags 10 Uhr, zu welcher Zeit die Eröffnung der Angebote in Gegenwart eines erschienenen Bieter stattfinden wird, bei der unterzeichneten Stelle einzulegen.

Wiesbaden, den 16. August 1895.

Stadthausamt, Abtheilung für Hochbau.

Der Stadthausmeister. Genjmer.

Die Verdingung und Aufstellung einer Einriedigung auf dem für den Ausbau eines Armirerbauwerkes bestimmten Grundstücke an der Kainzerstraße soll im Wege der öffentlichen Verdingung vergeben werden.

Zeichnungen und Verdingungsunterlagen können während der Vormittagsstunden im Rathhause, Zimmer No. 41, eingesehen, aber auch aus schließlich der Zeichnungen von dort, sowie der Vorzucht reicht, bezogen werden.

Vormittags veröffentlichte und mit der Aufschrift H. A. 22 versehen Angebote sind bis spätestens Donnerstag, den 22. August 1895, Vormittags 11 Uhr, zu welcher Zeit die Eröffnung der Angebote in Gegenwart eines erschienenen Bieter stattfinden wird, bei der unterzeichneten Stelle einzulegen.

Wiesbaden, den 16. August 1895.

Stadthausamt, Abtheilung für Hochbau.

Der Stadthausmeister. Genjmer.

Die Ausführung sämtlicher Bauarbeiten für die Errichtung eines Hörsaales im Danabach soll im Wege der öffentlichen Verdingung vergeben werden.

Zeichnungen und Verdingungsunterlagen können während der Vormittagsstunden im Rathhause, Zimmer No. 41, eingesehen, aber auch mit Ausnahme der Zeichnungen von dort gegen Zahlung von 1 Mark, sowie der Vorzucht reicht, bezogen werden.

Vormittags veröffentlichte und mit der Aufschrift H. A. 23 versehen Angebote sind bis spätestens Montag, den 9. September 1895, Vorm. 11 Uhr, zu welcher Zeit die Eröffnung der Angebote in Gegenwart eines erschienenen Bieter stattfinden wird, bei der unterzeichneten Stelle einzulegen.

Wiesbaden, den 17. August 1895.

Stadthausamt, Abtheilung für Hochbau.

Der Stadthausmeister. Genjmer.

